Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858
(1855) Unterhaltungsblatt

52 (28.12.1855) Zweite Beilage zum Schwarzwälder Boten

Visual Library

Unterhaltungs-Blatt des Schwarzwälder Boten.

№ 52. Zweite Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 28. Dezember 1855.

Vier Neujahrsabende.

(Schluß.)

Vierter Abend.

In einem Zimmer, welches neben dem Anstrich der Nettigkeit und Eleganz auch den der Wohnlichkeit hatte, saß auf einem großen bequemen Lehnstuhl mit der Brille auf der Nase eine alte Matrone. Auf dem Bänkchen zu ihren Füßen lag ein schlafendes Käzchen und wärmte ihr die Füße; neben ihr auf einem Kammerdiener stand das Strickkörbchen mit Knäuel und Strumpf und deutete an, daß ihre Hände nie ruhen konnten, denn während noch die Ueberreste der Abendmahlzeit, welche aus Thee und Butterbrod bestand, vom Tische nicht hinweggeräumt waren, hatte sie auch schon die Arbeit wieder bei der Hand.

Ihr gegenüber am Tische saßen zwei junge Mädchen, ihre Enkelinnen, die ältere ein Buch vor sich und die jüngere mit Stickerei beschäftigt.

Die Großmutter saß still und in Gedanken versunken, auch die Mädchen waren still, tranken schweigend ihren Thee und aßen den Rest Weihnachtsstolle, den sie sich für den Sylvester aufgespart hatten.

Endlich unterbrach die ältere, Marie, das Schweigen und fragte, ob sie nun anfangen sollte, vorzulesen.

„Diesen Abend bin ich nicht aufgelegt, den Kohl Anderer mit anzuhören," antwortete die Großmutter, „wir wollen lieber unseren eigenen Gedanken nachhängen."

„Dann kann ich wohl an meinen Vater schreiben?" fragte Marie weiter.

Ehe wir aber in unserer Erzählung fortfahren, wollen wir erst die Sprecherin näher in's Auge fassen.

Sie war ungefähr zwanzig Jahre alt und glich ihrer Großmutter, wie diese mit zwanzig Jahren ausgesehen, Zug für Zug. Sie hatte dieselbe hohe Gestalt, das glänzend schwarze Haar, die glühenden Augen von derselben Farbe, die scharfgezeichneten Züge mit dem geistvollen Ausdruck; auch die Strenge und der Ernst und eine marmorartige Blässe fehlten nicht. Marie war geistvoll und interessant, aber ernst und still, und ein Lächeln in ihrem Gesicht war etwas so Seltenes, wie ein Sonnenblick an einem trüben Dezembertage.

Ganz anders war ihre Schwester Helene, ein Mädchen von achtzehn Jahren und der Liebling der Großmutter. Sie war kleiner als ihre Schwester, und die Gestalt hatte etwas Leichtes, Zephyrartiges; das weiche, blonde Haar glich dem Goldgespinnst in jenem Mährchen. Es war Alles an ihr so niedlich; der kleine lachende Mund mit seinen weißen Zähnen und granatrothen Lippen, die Grübchen in den Wangen, die blauen sanften Augen, die weiße Stirn, dazu das blühendste Colorit und eine Lebendigkeit in ihrem ganzen Wesen vollendeten ein Bild, welches das beste Herz von der Welt, sowie Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit zur Folie hatte.

Auf Marien's Frage antwortete die Großmutter: „Nein, das ist nicht nöthig, denn kaum ist Weihnachten vorbei, wo wir geschrieben und geschickt haben, was ihm nothwendig war."

„Großmutter," entgegnete Marie, indem Thränen ihre Augen füllten, „so hart wie Du gegen mich bist, bist Du auch gegen den Vater."

Sie stand auf und schlich sich hinter die Vorhänge des Fensters. Die Großmutter holte tief Athem, wie das so ihre Art war, wenn sie eine Strafpredigt halten wollte. Helene, die wohl wußte, was kommen sollte, ging auf die Großmutter zu und jagte Miezchen vom Bänkchen herunter, um ihren Plaz einzunehmen. Während sie ihren Kopf auf den Schooß der Großmutter legte, ihre Liebkosungen nicht sparte und ihr allerhand vorschwazte, um sie zu erheitern, vergaß die Großmutter ihren Zorn, und die gerunzelte Stirn glättete sich.

Als die Großmutter wieder bei guter Laune war, fragte Helene, ob sie ausgekleidet seyn wolle.

Madame Werner, denn sie war die Matrone, antwortete: „Nein, denn ich glaube, wir bekommen noch Besuch, das Käzchen hat sich geputzt."

„Heute gewiß nicht," sagte Helene, „denn heute geht Alles dahin, wo es laut und fröhlich hergeht."

Madame Werner ward durch die lezten Worte unangenehm berührt, und um sich ihren eigenen Gedanken zu entreißen, sprach sie: „Mein Kind, spiele mir doch etwas vor."

„Ich will Dir alle Deine Lieblingssachen vorspielen. Die langweilige Menuet, die steife Ecossaise, oder: Mich fliehen alle Freuden, aber nur unter der Bedingung, daß wir nachher an den Vater schreiben dürfen."

„Und was wollt Ihr denn schon wieder schreiben?"

„Ich will ihm Glück wünschen zum neun Jahre, denn mein armer Vater bedarf eines Glückwunsches wohl. Auch möchte er glauben, wir verbrächten den heutigen Abend in Saus und Braus, ohne an ihn zu denken, während er —"

Hier rollten die Thränen über des Mädchens blühendes Gesicht, und sie barg es in den Schoß der Großmutter. Nach einer Pause fuhr sie fort: „Auch möchte ich ihm gern die drei Thaler, die Du mir zu einer neuen Schärpe geschenkt hast, schicken. Meine alte Schärpe ist ja noch wie neu, und der Vater würde sich sehr freuen."

„Das wäre nun vollends Thorheit," rief die Großmutter heftig. „Ich habe ihm ja zu Weihnachten mehr geschickt, als er braucht."

„Großmütterchen," bat Helene schmeichelnd, „Bücher kann er nie genug bekommen, denn das ist ja das Einzige, was ihn ergözen kann."

Ehe Madame Werner antworten konnte, öffnete sich die Thür, und herein trat die lange hagere Gestalt eines Mannes, nahe an fünfzig Jahre, in einem gesucht einfachen, aber geschmackvollen Anzuge.

Es war der Professor Weller, ein reicher Privatmann, der Hausgenosse von Madame Werner und ihr fast täglicher Gast. Da sie geglaubt hatte, er befände sich in großer Gesellschaft, war sie sehr überrascht, ihn zu sehen, besonders da sein Eintritt so geräuschlos war; aber Susanne, die alte Dienerin von früher, war schon lange da, wo sie den Lohn ihrer vieljährigen Treue empfangen sollte, und ihre Stelle hatte durch eine neue, die würdige Repräsentantin der unzuverlässigen Jeztzeit, ersezt werden müssen.

Sie war beschäftigt, in der Küche die Vorrichtungen zum Mittagsmahl für den Neujahrstag zu besorgen und hatte, um verstohlen ihrem Vergnügen nachzugehen, die Vorsaalthüre offen gelassen. Der Professor hatte daher ungehindert eintreten können. Als er an dem ihm wohlbekannten Wohnzimmer leise anklopfte, erfolgte kein Herein! er hörte jedoch sprechen und trat ein.

Als er Madame Werner begrüßte, dankte sie ihm nicht

ohne Verlegenheit; aber bald darauf erhob sie sich und hieß ihn herzlich willkommen.

Sobald die Begrüßungsscene vorüber war, schweiften seine Augen im Zimmer umher, um einen anderweitigen Gegenstand zu suchen, den er auch sehr bald hinter einem der Vorhänge fand.

Er schritt sogleich auf Marien zu, die ihn ebenfalls in sichtlicher Verlegenheit begrüßte, und sagte, indem er auf ihre verweinten Augen blickte und ihr die Hand reichte: „Mein bestes Fräulein Marie, ich störe doch nicht. Es sollte mir sehr leid thun, wenn dieß der Fall wäre, denn dann geböte die Pflicht, mich sogleich wieder zurückzuziehen. Ich konnte nicht umhin, den wichtigsten Augenblick im Jahre in keiner Gesellschaft lieber zu erwarten, als in der Ihrigen. Darf ich hoffen, daß es Ihnen nicht unangenehm ist?"

„Wer im ganzen Jahre der liebste Gesellschafter der Großmutter ist," erwiederte Marie ausweichend, „ist gewiß auch am Sylvester gern gesehen. Nicht wahr, Großmutter?"

Leztere sagte einige verbindliche Worte, führte den Gast nach dem Sopha, und nahm dann neben ihm Plaz. Marie sezte sich gegenüber und Helene, welche die Wirthschaftsführerin für diese Woche war, ging, um das Nöthige zur Bewirthung des Gastes zu besorgen.

Nach einer augenblicklichen Stille begann der Professor: „Geehrte Madame Werner! Es wird Ihnen nicht entgangen seyn, daß ich, trozdem ich viele Bekannte habe, doch immer am liebsten meine Mußestunden in Ihrem liebenswürdigen Kreise zugebracht habe; auch hatte ich dabei die eigennüzige Absicht, daß ich näher kennen lernen und näher gekannt seyn wollte. Dieß, hoffe ich nun, ist in Zeit von drei Jahren hinreichend geschehen, und ich denke, Sie halten es für keine Uebereilung, wenn ich nun mit der Bitte um Marien's Hand hervortrete."

„Sehr verbunden," erwiederte Madame Werner.

„Ich kam eigentlich heute nicht in dieser Absicht her," fuhr der Professor fort, „sondern wollte morgen einen Heirathsantrag in aller Form an die Neujahrsgratulation anreihen; aber als ich heute hier eintrat, war Alles so feierlich, so ganz anders als gewöhnlich, daß ich glaubte, es wäre jezt der geeignete Augenblick. Auch kann ich mich dann freier und ungezwungener bewegen, wenn das, was mir auf dem Herzen lastet, herunter ist. Mariens Besiz ist allerdings mein höchster Wunsch, ich habe aber nie in's Klare kommen können, ob dieß auch von ihrer Seite der Fall ist, denn sie ist mir stets mit unglaublicher Gewandtheit ausgewichen. Ich muß deßhalb die Frage direkt stellen, und mag nun die Antwort meine Wünsche krönen oder ein Nein mich aus dem Himmel meines Glücks schleudern, was bei meinem vorgerückten Alter sehr leicht der Fall seyn könnte, ich werde mein Schicksal tragen wie ein Mann."

Marie hatte den Kopf gesenkt und die Augen auf ihre Arbeit geheftet, während eine leichte Röthe ihr bleiches Antliz übergoß und ein unmerkliches Zittern ihren Körper durchflog. Als der Professor schwieg, blickte sie nach ihrer Großmutter hin, an welche doch eigentlich diese Rede gerichtet war, ihre Antwort erwartend.

„Sie haben mich nicht überrascht, Herr Professor," erwiederte Madame Werner, „denn aus mancher Ihrer Aeusserungen, sowie aus Ihrem freundschaftlichen Betragen gegen mich und der liebenswürdigen Auszeichnung, mit der Sie meine Enkelin stets behandelt haben, konnte ich schließen, daß bei Ihrer großen Ehrenhaftigkeit der Augenblick einer Erklärung einmal kommen würde. Ihr Vertrauen ehrt mich, und ich glaube, Marie wird das Glück, von einem so geachteten Manne begehrt zu werden, gebührend zu schäzen wissen und mit Freuden Ja sagen."

„O wie glücklich machen Sie mich," erwiederte Weller, ihr die Hand küssend.

„Hören Sie weiter," fuhr die Großmutter fort; „ich halte es für meine Schuldigkeit, Sie über die Veranlassung von Marien's Thränen, jezt sowohl, als auch schon früher, aufzuklären. Sie gelten meinem unglücklichen Sohne, Marien's Vater, dessen Geschichte ich Ihnen kurz mittheilen will."

Marie war, während die Großmutter sprach, aufgestanden, hatte das Zimmer verlassen, und Madame Werner war nun mit dem Professor allein, dem sie Folgendes erzählte:

„Alfred, mein einziger Sohn, wurde einige Stunden nach dem Tode meines Gatten geboren. Ich zog ihn mit aller Liebe und Sorgfalt, die eine Wittwe auf ihr einziges Kind verwenden kann, groß. Da ich gesehen hatte, wie unsicher die Existenz eines Kaufmannes ist, bestimmte ich ihn zum Studiren. Er hatte gute Anlagen, und zu meiner großen Freude sah ich, daß er seine Studien als Jurist ziemlich vollendet und die besten Censuren erhalten hatte. Da brach Krieg herein, und gegen meinen Willen folgte er dem Aufrufe an alle Jünglinge, in die Reihe der Kämpfenden zu treten. Daß sein Eintritt in das Regiment für mich die Quelle zu Sorgen, Angst und Thränen war, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen, aber so sehr ich auch für sein Leben gezittert, blieb er doch bis auf einige leichte Wunden unverlezt. Ich dachte mir damals, sein Tod wäre das Härteste, was mich treffen könnte, aber leider sollte ich noch Härteres erfahren. Der Krieg ging zu Ende. Er war Premierlieutenant und wollte, da ihm das Soldatenleben gefiel, und er einmal aus seiner Carriere gerissen war, beim Militär bleiben; aber ich verschwendete so lange Bitten und ernste Worte an ihn, bis er sich meinem Willen fügte und seinen Abschied nahm. Was er nun beginnen sollte, wußten wir jedoch für den Augenblick nicht. Als Soldat hatte er mir viel Geld gekostet, aber Sie wissen, daß meine Vermögensverhältnisse so sind, daß ich seinen Lebensunterhalt auch ferner bestreiten konnte, und er arbeitete daher einstweilen im Steuerfache ohne Gehalt. Kurze Zeit darauf lernte er Fräulein Adele von Rosen kennen, der meine Helene bis auf ein Haar gleicht, und die damals auch in ihrem Alter war. Sie war die einzige Tochter eines gefallenen Offiziers, und da ihre Mutter früher schon gestorben war, so hatte sie ein Onkel, hoher Beamter bei der Regierung, an Kindesstatt angenommen. Mein Sohn wünschte das Mädchen zu heirathen, und ich hatte nichts dagegen einzuwenden, denn etwas Liebenswürdigeres, als meine Schwiegertochter, konnte es nicht geben. Ihrem Onkel gelang es bei seinen vielen Verbindungen, Alfred eine solche Stelle zu verschaffen, daß er heirathen konnte. Dieß geschah auch, und während der ersten Jahre ging Alles gut, denn wenn seine Stellung auch in pecuniärer Hinsicht nicht sehr ausgezeichnet war, so konnte ich doch immer so viel zuschießen, daß Beide ein genügendes Auskommen hatten. Mit der Zeit bekamen sie viel Kinder, aber bei der großen Häuslichkeit und Sparsamkeit Adelen's machte sich kein Mangel fühlbar. Nach und nach hatte es mein Sohn bis zum ersten Rendant beim Hauptsteueramt gebracht und war mit seiner Stellung ganz zufrieden, als sein Chef starb. Er hatte natürlich die erste Anwartschaft auf die Stelle, mußte aber zu seinem großen Verdruß erfahren, daß sie durch einen Andern besezt ward, und noch mehr wuchs seine Erbitterung, als er hörte, daß der neue Dirigent ein ehemaliger Offizier von seinem Regimente und seiner Meinung nach ein großer Ignorant war. Stolz und Jähzorn sind die Hauptcharakterfehler meines Sohnes; der erstere konnte die Zurücksezung nicht verschmerzen, und der leztere riß ihn zu der That hin, bei deren Erwähnung mir allemal das Blut in den Adern erstarrt. Der neue Steuerrath kannte diese Fehler nur zu genau und ließ keine Gelegenheit vorüber, meinen Sohn zu demüthigen. Dieser suchte ihm zu opponiren, und obschon sie beide Männer von Welt und gutem Ton waren, gab sich doch zum Ergözen des ganzen Steuerpersonals das gespannte Verhältniß während des Dienstes in tausend Dingen kund. Einmal bei einer Revisionsreise, die der Steuerdirektor machte, suchte der Steuerrath meinen Sohn bloßzustellen. Leztrer, ausser sich vor Wuth, reißt den Degen aus der Scheide und ruft: „Zieh, Schurke, und gib mir auf der Stelle Genugthuung, oder ich steche Dich nieder!" Der Steuerrath sowohl als alle Anwesenden stehen vor Schrecken und Erstaunen starr. Mein Sohn,

nicht mehr Herr seiner Sinne, sticht, da sein Gegner der Aufforderung nicht Folge leistet, denselben nieder. Sobald Alfred Blut fließen sah, war die Hitze verflogen, und die ganze gräßliche Wirklichkeit stand vor ihm. Er warf sich über den sterbenden Kameraden und suchte durch die süßesten Schmeichelreden das fliehende Leben zurückzuhalten. Der Schmerz und die Reue waren in diesem Augenblick größer, als der Schreck, mit einem Subordinationsvergehen ersten Grades auch einen Mord an einem Freund und Waffenbruder begangen zu haben; er hätte in diesem Augenblick gewiß sein Leben gern gegeben, wenn er die That hätte ungeschehen machen können. Er hielt den Sterbenden umklammert und mußte mit Gewalt von ihm gerissen werden, als man ihn fort nach seiner Wohnung trug, wo er nach einigen Stunden starb. Nachdem der Sterbende entfernt war, kehrte die Fassung meines Sohnes allmählig wieder zurück. Er gab seinen Degen in die Hände des Steuerdirektors, und von dieser Stunde an war er ein Gefangener. Ich habe ihn nicht wiedergesehen," sagte sie ganz gebrochen. „Sein Urtheil lautete: Zwanzig Jahre Festung! Fünfzehn Jahre sind verflossen. Helene war damals drei Jahre alt, ihre Mutter, die meinen Sohn grenzenlos liebte, starb drei Monate nach diesem Vorfall; der Gram hatte sie aufgezehrt. Das jüngste Kind folgte ihr. Die Kinder habe ich alle erzogen, und sie sind größtentheils versorgt bis auf diese zwei, aber Ruhe habe ich keinen Augenblick gefunden, nur momentanes Vergessen des Geschehenen ist möglich."

Die Großmutter war so erschüttert, daß sie kaum mehr sprechen konnte.

Der Professor, welcher schon während ihrer Rede theilnehmend ihre Hand erfaßt hatte, drückte dieselbe nun fester, indem er sagte: „Arme Frau, wie beklage ich Sie!"

„Bemitleiden Sie mich nicht, denn ich allein bin Schuld an dem, was ich tragen muß. Ich wußte, daß es die heiligste Pflicht einer jeden Mutter ist, wenn sie ein Kind unter dem Herzen trägt, nicht allein ihre Handlungen zu bewachen, sondern auch ihre Leidenschaften zu beherrschen. Ich habe nicht allein durch dieselben meinem Gatten den Tod bereitet, sondern auch mein Kind verwahrlost, was ich allerdings nun sehr hart büßen muß, denn ich bin überzeugt, wenn meine Schwiegertochter nicht ein Muster von Sanftmuth und Herzensgüte, verbunden mit großer Umsicht und Klugheit, gewesen wäre, so hätten sie keine glücklichere Ehe geführt, als wir. Nun, ich beuge mich unter den Willen des gerechten Gottes, wollte aber meine Qual gern doppelt tragen, wenn es mir vergönnt wäre, meinen Sohn noch einmal zu sehen, ehe meine lezte Stunde schlägt."

„Sie sagten, fünfzehn Jahre wären vergangen?" bemerkte der Professor. „Sollten Ihrem Sohne denn nicht, wenn er die Gnade Sr. Majestät anriefe, einige Jahre erlassen werden, besonders wenn, was ich glaube, sein Betragen untadelhaft gewesen ist?"

„Denselben Vorschlag hat ihm schon der Festungscommandant gemacht, sowie das Versprechen, sein Gesuch zu unterstützen, welches, wie er hoffte, nicht unberücksichtigt bleiben würde. Aber entweder geht mein Sohn von dem Prinzip aus, daß, wenn er länger hier leidet, er eher Gnade vor dem höheren Richter oben finden werde, oder sein Stolz ist noch immer nicht gebrochen, und er will lieber Alles ertragen, als um Gnade bitten."

Der Professor zuckte mitleidig die Achseln, und Beide saßen schweigend da. Nach einigen Minuten hob er wieder an: „Dann habe ich mich wohl auch mit der Bitte um Marien's Hand an ihn zu wenden?"

„Er hat die Entscheidung bei Hauptfragen in dem Schicksal seiner Kinder stets mir allein überlassen und betrachtet sich fast als einen Todten. Ueberlassen Sie es Marien, ihn um seinen Segen zu bitten, im Fall Sie nun, nachdem Sie erfahren, welch' ein Unglück auf uns Allen lastet, noch auf Ihrem Wunsche beharren sollten."

„Ich bin frei von allen Vorurtheilen," antwortete der Professor, „habe auch übrigens auf Niemanden Rücksicht zu nehmen, und Marie gewinnt bei dem Gedanken in meinen Augen, daß sie Unglück würdig tragen lernte. Ich halte es daher für meine heiligste Pflicht, einem Wesen das Leben so angenehm als möglich zu machen, dem die Spiele der Kindheit verbittert und die Freuden der Jugend verleidet worden sind. Ich werde mich stets bemühen, ihr für das Verlorene Ersaz zu bieten."

„Aber," fuhr Madame Werner fort, „denken Sie nicht bei ihrem Anblick jedesmal an den Spruch: die Sünde der Väter soll heimgesucht werden an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied?" Und sie sah ihn ängstlich an.

„Nein," antwortete der Professor, „ich glaube vielmehr, daß es einen barmherzigen, Alles verzeihenden Vater im Himmel gibt, der an einem unschuldigen Kinde nicht rächen wird, was der Vater verbrochen hat."

„Nun, so gehen Sie in Gottes Namen und holen Sie Marien; sie ist in ihrem Zimmer."

Er war kaum mit Marien zurückgekehrt und hatte den Segen der Großmutter empfangen, als hastig an der Vorsaalklingel gezogen ward. Alle sahen einander erschrocken an, aber ehe sie sich noch über die Ursache des Lärms aufklären konnten, war die Thür des Zimmers aufgerissen, und herein trat ein Mann, dessen Alter schwer zu errathen war, denn schneeweißes Haupthaar, sowie ein großer weißer Bart umschlossen ein Gesicht, welches bis zum Skelett abgezehrt, doch noch Spuren ehemaliger Schönheit trug, und dem man ansah, daß die mittleren Jahre nicht weit hinter ihm liegen konnten. Seine Gestalt, höher als die gewöhnliche Mannesgröße, war etwas gebeugt, und als er hier eintrat, in den Kreis seiner Lieben, die ihm fast fremd geworden waren, senkte sich sein Haupt noch tiefer. Er übersah mit einem Blick seines geistvollen Auges das ganze Zimmer und stürzte dann, während seine Brust ängstlich nach Athem rang, sein Gesicht in den Händen bergend, mit dem Ausruf: „Mutter, vergib, daß ich Dir so viel Schmerz bereitet!" zu den Füßen der Großmutter.

Er war begnadigt worden und Tag und Nacht gereist, um die Verzeihung der Mutter zu erhalten, und ein gütiges Geschick hatte ihn in dem Augenblicke hergeführt, wo sein Kind sich verlobt hatte. Helene, das Ebenbild seiner geliebten Gattin, erheiterte ihm den Abend seines Lebens.

Behäbige Menschen.

(Schluß.)

Nun hatte Anton Martin Hans Weber, wie erwähnt, auch ein recht gefälliges, stilles, arbeitsames Weibchen. Es ließ im Benehmen gegen den Mann und in der Art, das häusliche Wesen schön in Ordnung zu halten, Nichts zu wünschen übrig. Anton Martin Hans Weber hätte auf Tagereisen weit eine solche brave und liebenswürdige Hausfrau nicht wieder gefunden. Er wußte das und versah sich wohl, ihr in keiner Weise zu nahe zu treten; so war auch ein Unfrieden der Beiden nie erhört. Einige Monate nach der Flucht des Sohnes sagte die Weberin einmal: „Ich weiß nicht, Mann, mir ist gar wunderlich. Soll ich kränklich werden? Ich will zu Bett." Ihr Mann, der im Webstuhl saß, ließ die Arbeit ruhen, und sagte besorgt heraus: „das thu, wenn Dir nicht ganz recht wohl ist, geh' zu Bett, und wird's nicht besser, so hol' ich einen Doctor." Das war am Morgen vorgefallen. Nachmittags trat der Weber vor das Bett seines Weibes und fragte: „Nun jezt, wie geht es denn? Besser? Schlimmer? Ich will nicht denken, schlimmer." Die Weberin lag eine Weile wie im Halbschlummer da, dann reichte sie ihm stille die Hand und sagte: „So, so. Ich weiß nicht recht. Kann seyn, schlimmer, erschreck' nur nicht." Der Weber erwiderte betroffen: „Das wär' mir arg genug. Indeß bleib ruhig, wird's nicht besser, so hol' ich einen Doctor." Sein Weib drückte ihm die Hand zum Zeichen, daß sie das nun selber wünsche, dann kehrte sie sich gegen die Wand und schien gar sänftlich einzuschlafen.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Der Weber ging hinaus, sezte das Geräusch seiner Arbeit nicht länger fort, und wanderte durch Feld und Garten, um das Gleichgewicht seines Herzens wieder zu finden. Der Gedanke, daß ein Schlimmeres dem Weibchen zustoßen könnte, war ihm wirklich sehr erschütternd; einige Male sagte er voll Sorge vor sich hin: „Ich hol' den Doctor, ich hol' ihn her!" Warum er ihn dennoch nicht gleich holte? Ei nun; der Weg war ziemlich weit; vielleicht wäre gerade das kein Hinderniß gewesen — allein den weiten Gang machen, den Doctor so unerwartet in seinem Hause sehen, zu der unbequemen Sorge um sein Weibchen auch noch solche Anstrengungen und Unheimlichkeiten so schnell und peinvoll sich auf den Hals zu laden — jezt schon, wo es ja noch nicht entschieden war, daß sein Weibchen wirklich krank, gefährlich krank geworden sei — das und Anderes zusammen ließen den Weber nicht zum Entschlusse kommen, den Doctor alsogleich zu holen. Ohnehin war die Nacht bald da — und im Verlauf der Nacht war auch der weitere Verlauf der Krankheit noch besser abzusehen — richtig, richtig; die Nacht mit Ruhe, ja mit einer Art neugierigem Behagen abzuwarten, das war nun so ganz für den Anton Martin Hans Weber ein gemäßer, lieber, zuträglicher, feiner, durchschlagender Gedanke, und diesem ergab er sich mit Leib und Seele, mit Zuversicht und Behagen. Als er im Abenddunkel in die Kammer trat, schlief sein Weibchen und holte etwas schwer Athem; auch seufzte sie von Zeit zu Zeit still-schmerzlich, ohne sich zu regen. Anton Martin Hans Weber hätte sich eigentlich jezt sagen können: „Hm; es muß ihr wohl schlimmer seyn, weil sie so schwer Athem holt und also bänglich seufzt —" allein ihm gefiel es schon, daß sein Weibchen nur schlief und er sagte vor sich hin: „So athemen und so seufzen kommt von einem Traum." Nun ging die Nacht auch wirklich ruhig vorüber und die Weberin erwachte Morgens, wenn nicht besser, doch auch nicht schlimmer. „Soll ich jezt den Doctor holen;" fragte ihr Mann; die Kranke lächelte etwas trübe und sagte Nichts, denn es that ihr weh, daß der Mann noch immer zögern und fragen konnte. Erst gegen Mittag, als sich Schmerzen, die nicht zu verbergen waren, in der linken Seite der Kranken heftig einstellten, da fragte der Weber nicht mehr, ging, holte den Doctor, vergaß gern alle seine Unbequemlichkeiten, wenn der Doctor nur fand, daß es nicht gefährlich sei; allein es war zu spät; der Doctor fand, daß es gefährlich war; er tröstete zwar die Kranke, ging aber dann mit dem Weber in die Stube hinaus und sagte: „Euer Weib wäre gestern noch zu retten gewesen, man hätte den Brand verhüten können, heute ist's vergebens, seid gefaßt und ergebt Euch in den Willen Gottes, Euer Weib erlebt die Nacht nicht mehr." Jezt war es mit dem Gange zum Doctor nicht mehr gethan; auch der Priester mußte geholt werden, um die lezte Oelung zu ertheilen. Die Weberin, als sie dieses sah, weinte voll Weh an Leib und Seele: „muß ich denn sterben, muß ich meinen Mann verlassen?" Schlimm genug — allein es kam denn so. Weber's Weibchen starb und ließ ihren Mann, den sie von Herzen liebte, in einem Seelenzustande zurück, von dem nicht abzusehen war, ob er je wieder einem Zustande der Ruhe und des Trostes würde weichen können. Jezt wäre er, wenn er sein Weibchen hätte retten können, ein zweiter Ahasver, durch die Welt gelaufen, hätte alle Doctoren um Rath gefragt und hätte gern auf immer fahren lassen alle weichliche Ruhe, alle Bequemlichkeit des Daseyns — allein vorübere Dinge sind vorüber und selten mehr gut zu machen. —

Nach diesem dritten und schwersten Schicksalsschlage endlich wurde Anton Martin Hans Weber nicht nur klar über seine Fehler, sondern er nahm sich dieselben auch so zu Herzen, daß nur wenig fehlte, um einer fortwährenden heimlichen Selbstanklage zu erliegen. Er arbeitete jezt, um sich zu zerstreuen und sich von seinem Schmerze zu erholen, von früh bis Abend; auch dem Herrn Lehrer lag er fortwährend an, daß er ja recht viele neue Messen einstudiren lasse, denn die Geige war nun sein einziger Trost und schwere Uebungen seine beste Freude. Wie spielte er dann ein elegisches „Sanctus" und wie weinte er oft dabei!

Freilich, freilich zu spät; freilich als armer Sünder an vergangenen Dingen.

Der Ocean und sein Leben.

(Schluß.)

Dann wiederum begrüßt das Auge den fröhlichen Ocean, voll stolzer Schiffe, lustiger Wellen, unablässiger Bewegung. Da wird die Seele erfüllt von der Idee der Unendlichkeit, und der Geist, von den Schranken des Raumes und der Zeit befreit, erhebt sich zu den erhabensten Gedanken. Und doch wieder erfreut der klare Spiegel mit seinen lichten, kräuselnden, scherzenden Wellen das Herz des Beschauers und erinnert ihn, daß hier, wie auf dem Lebensmeere, wenn der Schiffbrüchige in die rasenden Wogen geworfen wird, eine unsichtbare Hand in den glücklichen Hafen leitet. „Denn Er beherrscht das Leben der See; und wenn die Wogen sich erheben, beschwichtigt Er sie."

Dieses Gefühl des Unendlichen, erweckt von der schrankenlosen Ausdehnung der unruhigen, rastlosen Gewässer, ist nicht ohne Beimischung eines tiefen, geheimnißvollen Schauers. Die Seele faßt nicht diese Größe sondern Gränzen; daher das Geheimnißvolle. Dem menschlichen Auge, das den ersten Anstoß nicht sieht, erheben sich die thürmenden Wogen durch eine unsichtbare, unbekannte Macht; wie sie in ihrer Riesenhaftigkeit seit Jahrtausenden gegen das Bollwerk des Festlandes und der Inseln anstürmen, scheinen sie uns unwiderstehlich und stark genug, die Fundamente der Welt zu zerstören. So ruft der Ocean die Gefühle düsteren Geheimnisses und grimmer Macht hervor; das Unendliche führt uns hinaus über alle Gränzen gewohnten Denkens, und die See wird die Heimath fabelhafter Wesen und verhängnißvoller Gebilde. Alle Küstenländer wimmeln daher von Geschichten, Sagen und Traditionen; die wankelmüthige See, der neidische Ocean, die wilden, hungrigen Wogen, die wüthenden Brandungen — Alle werden die Abbilder so vieler menschlichen Leidenschaften. Unsere Phantasie bevölkert die Tiefe mit süß lockenden Sirenen, begabt mit der Zaubermacht, den Seefahrer herabzuziehen in den Krystall-Palast unter den Wellen. Hier leben Seekönige und Feen in bezauberten Schlössern; Ungethüme von unerhörter Größe und Gestalt flattern gespenstergleich durch das finstere, mysteriöse Reich. Die ergriffene und erschreckte Seele sucht in ihrer Weise die großen Naturerscheinungen mit dem eigenen Geschick und dem Willen des Allmächtigen in Verbindung zu sezen. Sie sieht in den rastlosen Vögeln die Vorläufer des drohenden Sturmes, in den fliegenden Fischen die Geister der im Schiffbruch umgekommenen Seeleute, und der fliegende Holländer und der alte Seemann sind ihr Zeugnisse der Gerechtigkeit des göttlichen Zorns.

Der gesunde Sinn und die gläubige Seele schütteln all' diese eitlen Träume, all' diese hohlen Aberglauben von sich ab. Für sie ist die See die wahre Quelle der Thatkraft und des Muthes; das Leben zur See ist ein Leben unablässigen Strebens und Kämpfens. Daher sind die seefahrenden Nationen kriegerisch, thatendurstig und poetisch. Der größte Reiz der See aber vor Allem ist die Freiheit. Der freie, unbeschränkte Ocean, wo der Mensch keinen Zwang fühlt, keine einengende Barre sieht, wo er sich auf sein festes, glaubenskräftiges Herz verlassen muß, wo er allein ist mit seinem großen Vater im Himmel, gibt ihm das Bewußtseyn seiner eigenen Freiheit und Kraft, wie kein Punkt auf Erden, und troz all' dem Frieden und dem Glück, die das Land ihm bietet, kehrt er doch gern zurück auf die See mit ihren Gefahren und Beschwerden; er weiß, daß, „wohnt er auch an den äussersten Enden des Meeres, Seine Hand ihn leitet und Seine Rechte ihn hält."

Redigirt, gedruckt und verlegt von Wilh. Brandecker.

Ende des Jahrganges 1855.